

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 220.

Freitag, den 20. September 1907.

22. Jahrgang.

LOKALES

* Wiesbaden, 19. Sept.

Weinkontrollen im Hauptamt.

Die Handelskammer schreibt uns:

Nach Ansicht des Herrn Kultusministers sollen die Erzeugnisse, die in den Weinbaugebieten des Reichs Staates mit den Weinkontrollen durch ehrenamtliche Sachverständige gemacht worden sind, nicht als befriedigend bezeichnet werden können. Aus den vorliegenden Beobachtungen soll hervorgehen, daß die im Ehrenamt tätigen Sachverständigen selbst bei guter Schulung für ihre Tätigkeit und großen Eifer bisher nicht im Stande gewesen sind, ihrer äußerst schwierigen Aufgabe so gerecht zu werden, daß ein sicherer Vollzug der Vorschriften des Gesetzes über die Herstellung und Behandlung von Wein durch ihre Kontrolle gewährleistet erscheint. Der Herr Kultusminister will daher erwägen, ob nicht eine Besserung erwartet werden kann. Er glaubt in der Regel, wie sie die bayerische Pfalz bietet, ein Vorbild gefunden zu haben. Der in der Pfalz im Hauptamt angestellte Weinkontrollant (ein ehemaliger Weinhandler) ist Angestellter der von den Kreisgemeindevorständen der Pfalz unterhaltenen Untersuchungsanstalt für Nahrungs- und Genussmittel in Speyer, die durch Verträge mit den Bezirksämtern verpflichtet ist, gegen eine jährliche Buschsumme die Nahrungsmittelkontrolle einschließlich der Weinkontrollen und die dafür nötigen chemischen Untersuchungen auszuführen. Der Weinkontrollant ist gegen seinen nicht pensionsberechtigten Gehalt und gegen Reisegelder angestellt. Der Herr Kultusminister meint, daß es für größere Bezirke genügen würde, einen Kontrollant anzustellen. Als geeignete Personen erscheinen ihm solche, die auf dem Gebiete des Weinbaus und Weinhandels ihres Bezirks eingehende praktische Erfahrungen besitzen, über eine gute Probe verfügen, eine gewisse kaufmännische Bildung erworben haben, durchaus zuverlässigen Charakters sind. Die Anstellung der Kontrollanten denkt er sich in ähnlicher Weise wie in der Pfalz, ebenso die Anstellungsbedingungen. Da nach preussischen Verwaltungsgrundsätzen die Weinkontrollen ebenso wie die Nahrungsmittelkontrollen als Aufgabe der Ortspolizeibehörde zu gelten hat, so kann eine Anstellung der Weinkontrollanten durch den Staat also nicht in Frage kommen. Die Staatsverwaltung hat sich lediglich darauf zu beschränken, dafür zu sorgen, daß geeignete Personen als Weinkontrollanten bestellt werden und alsdann im Wege der Polizeiaufsicht anzuordnen, daß ausschließlich diese Kontrollanten durch die Polizeibehörden zur amtlichen Weinkontrolle in Anspruch genommen werden. Dem Herrn Kultusministerpräsidenten hat der Herr Kultusminister anheimgegeben, sich mit den Kreisverwaltungen wegen der Weinkontrolle ins Benehmen zu setzen und insbesondere zu ermitteln, wie sich diese zu dem Abschluß von Verträgen über Weinkontrolle mit den einzelnen Kreisen statt mit den einzelnen Polizeiverwaltungen stellen. Die Handelskammer, welche von dem Herrn Kultusministerpräsidenten in dieser Sache zu einem Gutachten aufgefordert worden ist, hat sich zu dem Vortrage des Herrn Kultusministers in folgender Weise geäußert: Die Ansicht des Herrn Kultusministers, daß die Erfahrungen, welche mit der Weinkontrollen durch ehrenamtliche Sachverständige gemacht worden sind, als befriedigend nicht bezeichnet werden können, insofern sie einen sicheren Vollzug der Vorschriften des Gesetzes über den Verkehr mit Wein durch ihre Kontrollen nicht gewährleistet haben, können wir, soweit es unseren Bezirk betrifft, nicht als richtig anerkennen. Der Herr Kultusminister scheint nach der Anzahl der Anzeigen von Übertretungen, nach der Anzahl von Verurteilungen auf Grund des Weingesetzes sein Urteil gefaßt zu haben. Nach diesem Maßstabe muß es allerdings scheinen, als wenn in Gegenden, wo eine strenge Beobachtung der Vorschriften des Weingesetzes üblich, eine Lage Weinkontrolle stattgefunden hat. Der Standpunkt des Herrn Kultusministers ist aber ein durchaus falscher. In unserem Bezirk, wo die Vorschriften des Weingesetzes beobachtet werden, wird auch ein anderer System der Weinkontrolle keine anderen Ergebnisse zeitigen als die Weinkontrolle durch Weinkontrollanten im Ehrenamt. Unseres Erachtens kann die Tatsache, daß in unserem Bezirk Verfehlungen gegen das Weingesetz nicht festgestellt werden konnten, nicht als ein Beweis dafür gelten, daß die Weinkontrollen unbefriedigend ist, sondern nur als ein Beweis dafür, daß die Vorschriften des Gesetzes über den Verkehr mit Wein strenger als anderswo befolgt werden. Was die Vorschläge des Herrn Kultusministers für die Organisation der Weinkontrolle im Hauptamt anlangt, so können wir eine Reihe der Ausführungen des Herrn Ministers als zweckmäßig und begründet anerkennen.

1. Zunächst möchten auch wir empfehlen, für den Regierungsbezirk Wiesbaden nur einen Weinkontrollanten im Hauptamt anzustellen. Wenn für die bayerische Rheinpfalz mit rund 900 000 Einwohnern und 165 700 ha Weinbergen, mit seinen zahlreichen Weinbaubetrieben, Weinhandlungen und Weinwirtschaften bisher ein Weinkontrollant genügt hat, dann dürfte auch für den Regierungsbezirk Wiesbaden mit rund 1 100 000 Einwohnern und 2880 ha im Ertrage stehenden Weinbergländ ein solcher ausreichen. Auch mit Rücksicht auf die Kosten dürfte nur die Anstellung eines Beamten zu empfehlen sein, zumal besondere Verhältnisse die Anstellung weiterer Kontrollanten nicht notwendig machen.

2. Ferner nehmen wir dem Herrn Kultusminister durchaus bei, daß zu Weinkontrollanten nur solche Personen geeignet erscheinen, die auf dem Gebiete des Weinbaus und Weinhandels im Bezirk eingehende praktische Erfahrung besitzen, über eine gute Probe verfügen, eine gewisse kaufmännische Bildung haben, körperlich kräftig und durchaus zuverlässigen Charakters sind. Es werden also in erster Linie Weinbauern oder Weinhandler von einer gewissen Bildungsstufe in Betracht kommen können. Was Chemiker anlangt, so möchten wir nur solche empfehlen, welche durch längere Tätigkeit an der Hof. Weinbauschule in Geisenheim sich umfassende praktische Kenntnisse angeeignet haben.

3. Was die Bedingungen anlangt, unter denen Weinkontrollanten im Hauptamt angestellt werden sollen, so würden wir empfehlen, diese Beamten, die ja als Staatsbeamte nicht angestellt werden sollen, durch den Kommunalverband für den Regierungsbezirk Wiesbaden besolden zu lassen. Der ganze Regierungsbezirk ist am Weinbau und Weinhandel in hervorragendem Maße interessiert. Insofern rechtfertigt sich eine Übernahme der Kosten der Weinkontrolle durch den Kommunalverband. Es könnte ja dem Verband überlassen werden, Beiträge zu den Kosten einzuziehen. Durch die Übernahme der Kosten auf den Kommunalverband würden die Verhandlungen unter den Gemeinden über Verteilung der Kosten vereinfacht werden. Was die Deckung der Kosten anlangt, so möchten wir dagegen Einspruch erheben, daß der Kommunalverband durch Erhebung von Weingebern von Weinbauern, Weinhandlern und Wirten sich schuldig hielte. Wir müssen die Erhebung von Gebühren für Kellerrevisionen als ungerecht bezeichnen, weil diese Revisionen nicht im geschäftlichen Interesse der Weinkontrollanten, sondern im öffentlichen Interesse vorgenommen werden.

Dabei möchten wir empfehlen, den Weinkontrollanten für den Regierungsbezirk Wiesbaden nicht dem Nahrungsmitteluntersuchungsamt in Frankfurt a. M., sondern der Königl. Lehranstalt für Weinbau in Geisenheim anzugliedern. Diese Angliederung würde es in vorzüglicher Weise ermöglichen, daß der Kontrollant in enger Fühlung mit der wissenschaftlichen Forderung auf dem Gebiete des Weinbaus und der Weinbereitung bleibe.

Sommer, ade!

Der Sommer geht allgemach zur Rüste und verrät dies durch ein Zeichen nach dem andern. Wohl möchten wir uns von dem noch dichten grünen Blätterdach des Waldes, vom sonnigen warmen Lichte der Luft, von so manchem farbigen Blütenfleckchen über die vorgeführte Jahreszeit hinwegtäuschen lassen; allein wenn sich die silberglänzenden Fäden der Wanderspinne an Gitter und Kleider heften, dann ist der Altwiebersommer gekommen. „In Fäden flattert es zu Tal, will Schnur nach dem Sommer weiden, und blüht und spielt im Sonnenstrahl am herbstgelbten Weidbushen. Es schwingt sich auf wie Numenduft, vom Wind geführt, dem wandermüden, und über ihn in weicher Luft ziehn Vogelgeschwärme nach dem Süden.“ Liegender Altwiebersommer kündigt immer schon Spätsommer und Herbsttage an.

Woher mag der Name Altwiebersommer rühren? Vielleicht daher, daß ihm nur ein kurzes Dasein beschieden ist, wie alten Frauen. Der Volksglaube hat die leuchtenden Fäden sinnig in seine Andeutungen verflochten. Er meint, sie seien dem Schleier der Mutter Gottes entfallen, als sie den Himmel fuhr. Daher werden sie an vielen Orten Marienfäden oder Marienparr genannt. Nach einer anderen Ansicht fertigt die Mutter Gottes aus diesen Fäden die Gewänder für die Engel. Im alten Germanien standen sie im Dienste der Frau Holle und der Nornen. Wenn Frau Holle in dunkler Herbstnacht durch die Lüfte fuhr, dann entfielen die Fäden dem Saume ihres Kleides. Den stahlbehrten Schlangenthränen schrieb man ein weiches Gewand aus Sommerfäden zu, das sie unter dem harten Stahlpangier zum Schutze der weichen Glieder trugen.

Diesen mythologischen Erklärungen über die Herbstfäden stehen heute die Beobachtungen der Naturwissenschaft gegenüber. In manchen Spinnarten erwacht im Spätsommer und Herbst ein Wandtrieb. Da sie weder Nahrung haben, noch auf die Geschwindigkeit der Beine sich verlassen können, wehen sie leichte Fäden, doch nur bei ruhigem, sonnigem Wetter, wie uns in den letzten Tagen beschieden war. Diese leichten Fäden werden von der leichten Luftströmung fortgetragen. Sorglos und behaglich jagen die kleinen Wandertiere durch die Lüfte, bis sie an einem Baume oder an einem anderen Orte hängen bleiben. Schnell ist ein Faden nach der Erde gesponnen, an dem die Landung vor sich geht. Will sich kein geeigneter Gegenstand finden, der zur Landung geeignet ist, so flattert die Spinne an dem schwebenden Faden in die Höhe, wickelt ihn zu einem weichen Flockchen zusammen, das nun als Fallschirm mit der intelligenten Fallschirmerin berniederstiehet. Die Flocken fallen oft so dicht herab, daß sie ganze Felder und Wiesen mit einem im Sonnenlichte erstrahlenden Schleier überziehen. „Da fliegt, als wir im Felde gehen, ein Sommerfaden über Land, ein leicht und leicht Gelpinst der Feen. Er knüpft von mir zu ihr ein Band. Das nehm ich für ein glühend Reichen, ein Reichen, wie die Lieb' es braucht.“ Hoffnungen der Hoffnungsreichen, aus Duft gewebt, von Luft gerhaucht!

Gedächtnisliches.

Die Wiesbadener Privat-Handelschule (Institut D e i n, Rheinstraße 103), beginnt das Wintersemester (4 und 6 Monatskurse) am 1. Oktober. Es liegt im Interesse derjenigen Damen und Herren, welche beabsichtigen, sich im Laufe des Winters an einem Unterrichtskursus zu beteiligen, möglichst am genannten Datum zu beginnen, da dann der vorchriftsmäßige Lehrplan lückenlos und aufsteigend durchgenommen werden kann. Es werden an der genannten Schule sämtliche handelsmäßige bis zur höchsten Ausbildung, sowie alle für den Kaufmann nötigen Fertigkeiten nach modernen, pädagogischen Grundsätzen (Anschauung, Erklärung, Einübung, System) gelehrt und zwar alles genau in derselben Form, wie es im kaufmännischen Kontor in Wirklichkeit vorkommt und verlangt wird. Hierbei wird jeder Schüler und jede Schülerin ihrer Auffassungsgabe und ihrer persönlichen Veranlagung entsprechend einzeln unterrichtet und gefördert, so daß ein guter Erfolg garantiert werden kann. Die Lehrkräfte sind als bewährte und in der Praxis erfahren bekannt. Daß die Anzahl das richtige Ziel verfolgt, ist besonders auch daraus zu ersehen, daß bis jetzt sämtliche Schüler der Volkshochschule, die dies wünschten, gute Stellen nachgewiesen werden konnten.

Conrad H. Schiffer. Hof-Photograph Taunusstr. 24, Atelier für künstlerische Porträts, Vergrößerungen. 9938

Berliner Börse, 18. September 1907.

Berlin. Bankdiskont 5 1/2%, Lombardszins 6 1/2%, Privatdiskont 5 1/2%

ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK			ÖSTERREICHISCHE BANK					
----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	----------------------	--	--	--	--	--



Nr. 220.

Freitag, den 20. September 1907.

22. Jahrgang.

Getrennte Welten.

Roman aus der modernen Gesellschaft von Clarissa Lohde.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Ein Glückskind ist sie,“ meinte die Rätin. „Doch nicht nur des äußeren Glanzes willen, mit dem sie empfangen wird, nenne ich sie so, sondern weil es ihr gelungen ist, ein Herz zu gewinnen, wie das Ihre, lieber Baron.“

„Das spricht Ihr Wohlwollen und Ihre Güte für mich, verehrte Freundin. Ich glaube, die Freunde und Verehrer Ellens werden anders darüber denken und mein Glück preisen, mir die Liebe eines so schönen und viel umschwärmten Mädchens ganz ohne mein Verdienst gewonnen zu haben. Denn ich gestehe Ihnen offen, es ist mir selbst ein Rätsel, daß ich, den man scherzend in Freundeskreisen den Weltfremden nannte, den Vorzug hatte, gerade von Welt Damen, wie Ellen und deren Schwester es sind, nicht allein beachtet, nein, mit ihrer Huld ausgezeichnet zu werden. Ich preise es dabei als eine besondere Vergünstigung des Geschicks, daß diese Huld und die Reigung Ellens schon dem armen, in bescheidener Zurückgezogenheit lebenden Poeten zuteil geworden ist. Denn jetzt, da mich das Glück so merkwürdig und unerwartet mit seinen Gaben überschüttet hat, würde ich mich vielleicht mißtrauischer verhalten haben.“

Ein teilnehmender Blick aus den Augen der Rätin streifte Brunos edles Profil. Wachte sie doch nur zu genau, wie bei der eillen Ellen die Aussicht, Baronin zu werden, doch sehr mitgesprochen, und daß die Schwester, auch als sie den unbekannten Poeten mit ihrer Gunst überschüttet hatte, nicht ganz so selbstlos gewesen war, wie er in seinem einfach noblen Sinne glaubte. „Sie sind gar zu bescheiden, lieber Freund,“ entgegnete sie. „Ich hoffe jedoch, Ellen wird es zu würdigen wissen, was Sie mit Ihrer Liebe empfängt; abgesehen selbst von dem Vorzug, eines so bedeutenden Mannes und Dichters Lebensgefährtin zu werden.“

„Wenn ich das wäre,“ unterbrach er sie. „Abgesehen davon,“ fuhr sie unbeirrt fort, „hege ich die Ueberzeugung, daß Sie ein Mann sind, der niemals seine Pflicht verlegen, niemals seiner Frau Grund geben wird, sich zu beklagen, es ist keine Schmeichelei, die ich Ihnen damit sagen will, lieber Baron, aber ich habe Sie kennen gelernt, und ist gegenseitige Achtung nicht die Grundbedingung jedes ehelichen Glückes?“

„Gewiß teure Freundin! Wehe dem häuslichen Frieden, wo diese Achtung verloren geht,“ erwiderte er ernst. Vor seiner Seele stieg Edithas Bild empor, deren leidvolle Züge ihm gar nicht aus dem Gedächtnis kommen wollten. War es doch auch ihr bitterstes Leid, den Mann, dem sie vertrauend ihre Hand gereicht hatte, nicht so achten zu können, wie sie es wünschte.

In dem hell erleuchteten Speisesaale mit den das Licht der Krone widerstrahlenden Spiegelwänden machte Gertrud Wese die Honneurs. Der Tisch war mit Blumen geschmückt. Fräulein Christine, die Wirtschaftlerin, hatte ihr Bestes getan, mit ihrer Kochkunst Ehre einzulegen. Die Balkontür stand offen. Draußen plätscherte der Springbrunnen, leise rauschte der Wind in den Kronen der Bäume. Bruno blickte in das liebe, Auge Gesicht der ihm gegenüberstehenden Freundin, die in heiterem

Gelauder vergessen hatte, welch schweres Geschick ihr von Gott zu tragen auferlegt war. Und wie immer in der Gegenwart dieser lebenswürdigen Frau, kam ein Gefühl stillen Friedens über ihn, das alle Sorgen seiner Seele schenkte. Gertrud Wese erzählte von dem Ergehen der kranken Tagelöhnerfrau, daß die älteste Tochter sich als sorgsame Pflegerin erwiesen habe und der Arzt heute mit ihrem Befinden zufrieden gewesen sei. Er habe noch einen Gruß von der Baronin und einen Korb mit allen möglichen schönen Dingen zur Stärkung der Kranken mitgebracht.

Auf der Rätin Erkundigung erzählte Bruno von dem Vorgefallenen, und wie er und Editha für den Augenblick den Ausweg gefunden hatten, um den brutalen Mann von der Frau fern zu halten, ihn zur Arbeit auf das entfernt liegende Vorwerk zu schicken, wo ihm auch Wohnung und Kost gegeben würde.

„Wie schön, daß Sie sich mit dieser edlen Frau im Wohltun gefunden haben,“ sagte sie. „Justizrat Eberhard erzählte mir, daß die Baronin beabsichtige, mir einen Besuch zu machen. Ich bin ganz beschämt darüber und kann nicht begreifen, was die junge verwöhnte Dame zu mir führen mag. Ich glaube gar, der gute Justizrat und auch Sie, lieber Baron, haben in Ihrer Freundschaft für mich ihr ein zu schmeichelhaftes Bild von mir entworfen. Eine arme Kranke wie ich.“

„Die Baronin sucht ein Herz, das sie versteht,“ unterbrach sie Bruno.

„Bedarf sie dessen?“

„Wie jeder, der über die Gewöhnlichkeit hinausragt. Sie ist eine seltsame, hochangelegte Natur.“

„Das habe ich immer gedacht. Die Welt freilich, die solche Naturen nicht versteht, nennt sie hochmütig.“

„Sehr mit Unrecht, Frauenstein und Schönwalde wissen von ihr das Gegenteil zu berichten, und daß sie für jeden, wer es auch sei, ein teilnehmendes Herz und eine offene Hand hat.“

Bruno warf dabei einen ermutigenden Blick auf Gertrud, die bisher zu bescheiden gewesen war, sich einzumischen. Aber nun, da die Aufforderung an sie erging, konnte sie sich nicht genug im Erzählen von der Liebestätigkeit der Baronin. „Es gibt nichts Freundlicheres, Gütigeres, als sie.“

„Dann,“ sagte die Rätin, „ist sie eine sehr bedauernswerte Frau. Solche Naturen gehen meistens unterstanden durch die Welt, und ich begreife jetzt, daß ihre Ehe für keine besonders glückliche gilt.“

„Sehr unglücklich ist sie,“ fiel Gertrud lebhaft ein. „Jeder, mann beslagt sie und liebt sie deshalb um so mehr.“

„Sie verkehren oft bei ihr, liebes Kind?“

„Wenn ich hier bin, gehe ich fast alle Tage zu ihr und dem lieben kleinen Günther,“ antwortete Gertrud mit strahlenden Augen. „Und da weiß ich, wie schwer und ohne Mäße sie leidet. Ach, könnte ich ihr helfen! Aber da kann niemand etwas tun — niemand!“

Die Rätin schüttelte traurig den Kopf. „Ach, daß es so viel Leid auf Erden gibt, wo man sich sagen muß: Hier vermag

menschlische Macht nicht zu helfen, sondern Gott allein."

Bruno hatte schweigend zugehört. Immer, wenn auf Editha die Rede kam, fühlte er ein sympathisches Regnen in der Seele. Ihr Bild umschwebte ihn dann in seinem sanften Liebreiz mit dem traurigen Ausdruck in den Augen, und mit Gertrud hätte er rufen mögen: „Ach könnte ich ihr helfen!"

Als Bruno am andern Morgen nach der Station fuhr, um seine Gäste, zu denen auch der Amtsgerichtsrat Arnold und Justizrat Eberhard zählten, abzuholen, bemerkte er eine Frauensteiner Equipage, die sich leer zur Abfahrt anschickte. Der Stationsvorsteher erzählte ihm redselig, daß eben die gnädige Frau Baronin aus Frauenstein mit ihrem Kinde und zwei Dienstleuten abgefahren sei. „Man sieht sie hier in der Gegend nicht gern scheiden," fügte er hinzu: „denn die eble Dame ist der wohlthätige Schutzgeist aller Leute, die arm und elend sind."

„Sie wird ja nicht allzulange fortbleiben," meinte Bruno. Auch in seinem Innern stieg ein Gefühl des Vermissens auf. Wie viel lieber noch wäre ihm der Aufenthalt auf seinem neuen Besitz geworden, wenn er hätte hoffen dürfen, in seinen Bemühungen für das Wohl der Schönwalder den erfahrenen Rat Edithas zur Seite zu haben, ihr, wie gestern erst, auf irgend einem seiner Gänge zu begegnen.

„Und Erholung ist der Frau Baronin zu gönnen," stimmte der Stationsvorsteher Bruno's Aeußerung zu. „Sie sah recht blaß und angegriffen aus. Und welch ein frisches, glückliches Aussehen hatte sie, als sie vor jezt sechs Jahren als junge Frau hier ihren Einzug hielt. Das war ein Jubel, eine Freude ohne Maß, da lebten die alten Herrschaften noch beide, und der verstorbene Herr Baron sagte immer, durch diese Heirat seines Sohnes sei sein höchster Lebenswunsch erfüllt. Nun könne er ohne Sorge sein Haupt zur ewigen Ruhe legen. Und geliebt hat er die Schwiegertochter ja bis zu seinem Tode, mehr so, als seine eigenen Kinder. Ja, das ist manchmal so, das Blut macht's nicht immr. „Aber", fügte er nun mit einem Blick auf Bruno hinzu, sich jezt erst beginnend, daß der neue Besitzer von Schönwalde ja auch ein Sohn, ein während dessen Lebzeit verstorbener Sohn des alten Frauensteiners gewesen, „der Herr Baron verzichtete, daß ich geschwählig wurde. Wovon das Herz voll ist, davon geht der Mund über, und wenn man so mancherlei erlebt —"

Das Glodenzeichen kündete jezt die nahe Einfahrt des Berliner Buses an. Der Stationsvorsteher sagte an seine Mähe, um sich auf seinen Platz zu begeben. „Der Herr Baron erwarten Gäste?" fragte er noch beim Fortgehen. Bruno nickte nur bejahend. Wie seltsam, dachte er. Alle, alle, die Editha kennen, lieben und verehren sie, nur der, der ihr am nächsten steht, dem sie die ganze Liebe ihres Herzens geschenkt hat, geht fast neben ihr hin, weiß das Glück ihres Besitzes nicht zu würdigen. Wieder ein Beweis dafür, daß echte dauernde Freundschaft und Liebe nur auf dem Boden gleicher Anschauung zu erwachsen vermag. Wo das Höchste, das in des Menschen Brust lebt von dem andern nicht verstanden wird, und wäre es der Nächste: Vater, Bruder, Gatte, da flieht Glück und Liebe, und alles Mühen, alles Hoffen zerfällt an diesem unüberbrückbaren Gegenfah. Arme Editha, auch diese ersehnte gemeinsame Reise, auch sie wird ihr das verlorene häusliche Glück nicht wiederbringen. Zwei innerlich so entgegengesetzte Naturen, wie die Dietrichs und seiner Gattin, müssen sich innerlich immer fremd bleiben."

Der Zug fuhr in die Station. Dort aus einem Rupee erster Klasse wehte Bruno schon ein weißes Spizentüchlein entgegen. Die Tür wurde aufgestoßen und Ellen flog in seine Arme. Sie war heute in ihrer Lieblingsfarbe, Maigrün, gekleidet und sah reizend, wenn auch etwas auffallend aus. Noch auffallender war die Erscheinung von Frau Hiller. In hellgrauem Moirékleide, Brillanten in den Ohren, um den Hals und an den Armen, einen kostbaren Spitzenschal übergeworfen, über dem vollen, roten Gesicht einen runden, viel zu jugendlichen Strohhut von der Farbe des Kleides, mit einem Walb nickender Federn darauf, begrüßte sie den künftigen Schwiegersohn in ihrer gewohnten, geräuschvollen Art. Alles blickte ihr nach. Ein wenig verlegen reichte ihr Bruno den Arm, um sie zum Wagen zu geleiten. Der Vater mit breiter goldener Uhrkette über der weißen Weste, in nagelneuen Gebrod, folgte mit Ellen und den übrigen Gästen. Für die beiden Ehepaare Hiller und Winter stand ein Landauer bereit, dem ein kleiner Jagdwagen mit Arnold und Justizrat folgte. Bruno hob seine Braut auf den a la Daumont angespannten Break und setzte sich neben sie, die Zügel in die Hand nehmend. Ellen, die öfter gegen Bruno ihre Vorliebe für diese Art des Fahrens ausgesprochen hatte, war über seine Aufmerksamkeit entzückt und voll süßester Liebenswürdigkeit. Ein seltsames Paar, stiegen sie die Treittreppe zum Schlosse hinauf, wo die anderen vorausgefahrenen Gäste mit der Mätin ihrer schon karrten. Ein warmes Leuchten trat in die Augen der Freundin,

als sie das sah. „Möchte es so bleiben," dachte sie, „und mit diesem Tage das Glück hier einziehen, das Glück wahrer, inniger Herzensliebe, dessen niemand mehr bedarf, mehr wert ist, als der neue Herr dieses schönen Besitzes."

13. Kapitel.

Leider sollte die Sonne des Glückes, die so strahlend bei Ellens Eintritt in ihr zukünftiges Heim über ihrem Haupte geleuchtet hatte, nicht lange ohne verdunkelte Wolken bleiben. Auch diese Gesellschaft befand sich auf dem Boden zu verschiedener Anschauungen, als daß diese Gegensatz nicht hätten auseinanderklaffen müssen. Schon das Diner gab zu allerlei Kontroversen Veranlassung. Herr Hiller, dessen opulente Diners in Berlin einen gewissen Ruf genossen, bemerkte mit hochgezogenen Brauen zu seiner Nachbarin, der Mätin Arnold, sein lieber Schwiegersohn scheine den rechten Schick beim Arrangement von Diners noch nicht heraus zu haben. Nun, das würde sich ja unter seiner Anleitung bald ändern lassen. Denn solche Einfachheit der Bewirtung — in Wahrheit hatte die neue Wirtschafterin ihr Möglichstes getan und alle ihre Kraft entsotet — wäre für seinen Schwiegersohn ebensowenig wie für den Herrn von Schönwalde angängig.

Frau Hiller ihrerseits musterte mit kritischem Auge die ihrer Ansicht nach etwas altmodische Einrichtung dieses vielgerühmten Schlosses und empfand mit Stolz, daß in ihrem Hause in Berlin doch vieles kostbarer und, was die Hauptsache, moderner sei. Die Möbel freilich mochten hier wohl stilvoller und im einzelnen auch von schöner Arbeit sein. Aber wie leer sah es überall aus. Und nun gar die Gemäde an den Wänden, beinahe alles verblaßtes Pastell. Was hatten sie zu bedeuten im Vergleich zu der Galerie, die ihr Mann im Laufe der Jahre angelegt hatte? Sie konnte sich nicht versagen, bei Tische ein Wort darüber fallen zu lassen. „Wenn Ellen hier einzieht, wird sie die Wände Ihnen füllen. Sie dürfen in unserer Galerie nur ausführen, was Ihnen beliebt." Und als sie Bruno's Brauen sich unmutig zusammenziehen sah, beeilte sie sich, entschuldigend hinzuzufügen: „Parbon, wenn ich das so ohne Hehl hier ausspreche. Aber es kommt mir hier wirklich in den Zimmern etwas leer vor. Sie sind ja schuldlos daran, lieber Schwiegersohn, das war so der Geschmack jener Zeit."

Bruno antwortete nicht und blickte verstimmt auf seinen Teller. Der kleine Justizrat aber flüsterte seiner Nachbarin, der Mätin Arnold, kopfschüttelnd ins Ohr: „Die gute Frau Hiller brilliert wieder einmal in Taktlosigkeit."

(Fortsetzung folgt.)

Erste Begehung des Nordgrates des Monte Rosa.

Von Walter Glender.

(Nachdruck verboten.)

Aus den Alpen des Dauphiné zurückkehrend, pilgerte ich am Abend des 29. August das malerische Val Tournanche hinauf, um hier in den Zermatter Bergen die Hochgebirgsaison zu beschließen. In magischem Leuchten der letzten Sonnenstrahlen strahlte dort die schaurigen Matterhornwände in den Abendhimmel; wie anders hob sich die Brust bei dem kühlen Nordwinde, der über das Furggenjoch blies, als bei der schwülen, drückenden Hitze Turins.

Spät am Abend langte Heinrich Burgener aus Zermatt an, mit dem ich schon im Laufe des Sommers viele Touren, so z. B. die erste Ersteigung des Nadelhorns (4334 m) über die Ostwand ausgeführt hatte. Heinrich ist in die Fußstapfen seines berühmten Vaters, Alexander Burgener, getreten und hat sich durch verschiedene neue Touren einen Namen gemacht, so daß viele seiner Kollegen in Zermatt auf ihn eifersüchtig sind. Nachdem wir uns vier Wochen nicht mehr gesehen, gab es naturgemäß viel zu erzählen von Touren, die er während meiner Abwesenheit gemacht. So war er z. B. bei einem Versuche an dem noch unerstiegenen St. Nicolaus Gabelhorn vier Meter unter dem Gipfel an den vollständig glatten Felsen gescheitert; dann mußte er unverrichteter Dinge bei einem Versuche umkehren, das Nordend (4612 m) vom Jägerjoch aus zu bezwingen und dergleichen mehr. Nun machte er mir den Vorschlag, diesen nördlichen Monterosagrät im Abstiege zu bewältigen, denn das hätte er deutlich bei dem vorigen Male gesehen, daß mit genügendem Reservefessel und vielleicht einigen Mauerhaken die Tour zu machen sei; nur müßten wir uns eilen und Still-

schweigend beobachten, damit uns keiner hierin zuvor-
käme. Mit dem größten Vergnügen nahm ich diesen
Plan an, denn die noch zu machenden Erstlingstouren
in der Umgebung Zermatts sind gezählt; Alexander
Burgener behauptete sogar, die größeren derselben seien
nach dem Gelingen dieses Planes erschöpft, was ich
aber doch einigermaßen bezweifeln möchte.

Am anderen Morgen ging es hinauf zur Matter-
hornhütte, wo wir aber auch den folgenden Tag noch
des schlechten Wetters halber zu bleiben gezwungen
waren. Auf der Hütte schloß sich uns noch ein Herr
aus Bern an, so daß wir zu dritt am 1. September
die Ueberschreitung des Berges unternahmen. Kurz
unterhalb des Gipfels hatte ich das Pech, als letzter vor
einem Stein, den einer der Voraufsteigenden gelöst
hatte, am Fuße getroffen zu werden, da ich unmöglich
an der Stelle, wo ich mich befand, ausweichen konnte.
(Es waren wenige Meter unterhalb der Strickleiter.)
Trotz dieses Unfalles, der sehr verderblich hätte werden
können, gebrauchten wir nicht ganz vier Stunden bis
auf den Gipfel und etwa ebensoviel von hier bis zur
Hütte. Da der Fuß sehr schmerzte, und stark angeschwol-
len war, mußte ich eine zweitägige Ruhepause machen,
was mir gar nicht paßte.

Endlich am 4. September hatte die Geschwulst so
viel abgenommen, daß ich wieder in den Schuh hinein-
konnte, und so beschloß ich, heute aufzubrechen. Auf
Heinrichs Empfehlung und Wunsch nahm ich noch einen
anderen Führer, Ferdinand Furrer, mit, einen ent-
fernten Verwandten des wenige Tage vorher an der
Dent blanche verunglückten Elias Furrer, der besonders
in Felsen Großes leisten sollte. Unsere Ausrüstung
bestand aus 100 Metern englischem Klubseil, einigen
Mauerhaken, sowie einem Hammer, um dieselben ein-
zutreiben, und mehreren Seilschlingen.

Am 5. September brachen wir um 4 Uhr 50 Min.
auf. „Wenn uns heute die Tour nicht gelingt, ist sie
unmöglich,“ meinte der siegesbewußte Heinrich. Wir
verfolgten zunächst den gewöhnlichen Weg zur Dufour-
spitze und stiegen über die drei Terrassen des Monte-
rosagletschers empor. Der schneidend kalte Ostwind er-
laubte ein sehr schnelles Ausschreiten. Mehr und mehr
erweitert sich der Horizont, und die Talgründe ver-
lieren sich im Dunkel der Tiefe. Klar und deutlich
liegt dort die ganze Kette der Berner Alpen, und im
fernen Westen erhebt sich die zerrissene Gestalt der
siebenzadigen Dent du Midi. Auf der linken Seite die
breiten Spalten umgehend, erreichen wir den Silber-
sattel (4490 m), den höchsten Paß Europas, um 8 Uhr
30 Minuten, und machen hier im Sonnenschein eine
kurze Frühstückspause. Schauerlich wild ist hier der
Blick in den weiten Gletscherkessel Macugnagas, und
wenn man an dieser 3000 m hohen Wand hinunterseht,
bewundert man den Mut derjenigen, die dieselbe be-
zwungen. Um 8 Uhr 50 Min. nehmen wir den scharfen,
mit Wächten gekrönten Eisgrat in Angriff, der keine
wirkliche Schwierigkeit bietet. Stufe für Stufe bringt
uns dem Gipfel näher. Um 10 Uhr erreichen wir
die Felsen und fünf Minuten später den Gipfel selbst,
wo wir uns kurz unter dem Steinmanne vom Winde
geschützt, niederlassen. Aus der Flasche entnehme ich
eine Karte F. D. Schusters, der mit den Führern
Truffer und Gentinetta im Jahre 1886 auf teilweise
neuem Wege dem Berge einen Besuch abstattete.

Trotz meines Wunsches, nach einer halben Stunde
aufzubrechen, ließen sich die Führer nicht dazu be-
wegen, und behaglich im Sonnenschein uns wärmend,
blieben wir bis 11 Uhr 25 Min. hier, dem Donner der
Lawinen zuhörend, die das Couloir Marinelli hinunter-
legten. Die Aussicht vom Gipfel des Nordens ist
zweifellos großartiger und mannigfaltiger als die von
der Dufourspitze; während nämlich der Grenzgipfel
den Blick in das italienische Hochtal und den gewaltigen
Gletscherzirkus von der höchsten Zinne des Monte-
rosastodes dem Auge des Beschauers verbirgt, schweift
der Blick hier vom Nordend ungehindert hinab, und
gewaltig wirkt der Kontrast der großen Eismüste dort
unten zu den grünen, lachenden Fluren des Val
d'Anzasca. Wollenbänke, die sich von der lombardischen
Ebene herschieben, verdecken allmählich die ganze Aus-
sicht, so daß sich auch endlich die Führer zum Aufbruch
entschieden.

Auf mein Drängen während der Zeit vorher hatte
mir Heinrich erwidert: „Lang ist die Kletterei beim

Abstieg nicht, das habe ich das vorige Mal gesehen,
nur müssen wir verschiedene überhängende Abstürze
durch Abseilen überwinden, aber bestimmt sind wir
heute abend in Zermatt.“ Doch sollte er sich täuschen,
denn bekanntlich erscheint jeder Grat, der Längsrichtung
nach gesehen, bedeutend verkürzt.

Ein scharfer Grat bringt uns zu der Firnterrasse,
die man vom Gornegrat aus deutlich erkennt. Ein
Bergschrund wird auf schmaler Brücke überwunden, und
um 12 Uhr 10 Min. stehen wir vor dem ersten über-
hängenden Absturz, an den sich dann ein scharfer lustiger
Eisgrat anschließt. Weiter rechts und links sind unnah-
bare Wände, so daß nichts anderes übrigbleibt, als
diese ca. 12 m hohe Stufe durch Abseilen zu bewältigen.
Heinrich wird als erster von Furrer und mir hinab-
gelassen und vermag sich in den vereisten Platten einen
Stand zu verschaffen. Ich folge auf demselben Wege
und schlage mir unter einem aus der Wand vorspringen-
den Block eine bequeme Stufe, wo ich die jetzt folgenden
Pickel und Ruckjäte in Empfang nehme, während Furrer
am festen Seile, wovon wir 12 m hängen lassen,
als letzter die Stelle überwindet. Es ist 1 Uhr 5 Min.
Heinrich stellt sich wieder an die Tête, und der mit
pulverigem Schnee bedeckte Eisgrat wird in Angriff
genommen. Da die weiche Masse häufig abrutscht,
kann nur immer einer sich in Bewegung befinden, damit
die beiden anderen, selbst auf höchst unsicherem Terrain
stehend, ihn im Falle eines Ausgleitens halten können.
Dieser Fall kam auch mehr als einmal vor und recht-
fertigte so auf das beste unsere Vorsicht, wenngleich
das Fortkommen dadurch sehr behindert wurde.

Um 2 Uhr 40 Min. kamen wir wieder auf festiges
Terrain und zugleich zum zweiten Absturz. Von dem
eben passierten Eisgrat aus gesehen, bot dieser wohl
25 m überhängende Turm einen höchst merkwürdigen
Anblick, da man zu der Meinung kam, diese große
Masse müsse jeden Augenblick die Wand nach Ma-
cugnaga hinabstürzen. Auf der Seite, wo wir den
Abstieg bewerkstelligten, betrug die Neigung auch noch
mehr als 90°, und mußten wir uns freischwebend ca.
20 m abseilen. Hier tauschten nun Heinrich und Furrer
die Rollen, und letzterer konnte, von uns beiden hin-
untergelassen, unter einem Blocke Schutz vor den durch
die Reibung des Seiles fallenden Steinen finden.
Heinrich läßt mich jetzt hinab und folgt selbst am festen
Seile nach. Ein fast horizontaler, plattiger Grat steigt
jetzt vor uns, wo wir der Zeiterparnis halber ohne
Seil kletterten, stellenweise aber verzweifelt wenig
Griffe, geschweige denn Halt für die Füße fanden.
Dazu brach jetzt noch ein heftiges Schneegestöber aus,
und der kalte Wind erstarrte bald die blutenden Hände.
Die glatten Felsen werden immer schwieriger, so daß
selbst Heinrich die Verbindung durch das Seil wieder
beantragt.

Eine steile Platte ohne den geringsten Halt wird
passiert, und Furrer als letzter wird von unseren hoch-
gehobenen Pickeln unterstützt. Wieder folgen mehrere
Abseilstellen, und ich mache hier den Vorschlag, ein
die Ostwand durchziehendes Geröllband, das allerdings
nicht sehr vertrauenswürdig aussieht, zu versuchen,
doch wird dieser Plan von beiden Begleitern ver-
worfen. Platte auf Platte und Stufe nach Stufe wird
so überwunden, bis wir 5 Uhr 50 Min. vor dem
ungefähr 80 m hohen, vollständig senkrechten, aber
auch letzten Absturz stehen. Es ist das schwerste Teil
dieses denkbar schweren Abstiegs, und manchmal glaube
ich bei den wackeren Führern Töne des Verzweifels
zu hören.

Der rasende Schneesturm gestattet nur einen be-
schränkten Ausblick und macht die Lage zu einer
geradezu verzweifelten. Auf dem Bauche liegend, er-
späht Heinrich ca. 20 m unter unserem Standpunkt
eine aus der glatten Wand vorspringende Platte, zwi-
schen welche man sich einklemmen und als Rückenstütze
die Wand selbst gebrauchen kann. Dies war also unser
nächstes Ziel. Doch jetzt hieß es auch sparsam mit
dem Seilvorrat umgehen. Die mitgenommenen Schlin-
gen waren verbraucht, und mußten wir uns hier zu-
nächst eine neue herstellen, was auch nicht lange dauerte.
Dann ließen wir das 40 m lange Seil durchlaufen, dessen
Enden gerade bis in die Höhe der erwähnten Platte
reichten. Furrer, von uns beiden noch an einem Re-
serveseil gehalten, schwebte frei die 20 m hinab, und
nach verschiedenen vergeblichen Versuchen konnte er

schaufelnd den erwähnten Vorsprung erreichen, der fest und auch groß genug war, uns drei zu beherbergen. Dann band ich mir das Reserveseil um und trat die Lustreise an. Ich glaube, in einer solchen Lage schlägt auch das kälteste Bergsteigerherz schneller. Freischwebend über gewaltigem Absturz eine Platte durch Schaufeln erst nach einigen Versuchen zu erreichen, wobei die Hände, durch die vorherige übergroße Anstrengung und durch die Kälte erstarrt, fast den Dienst versagen, das greift doch sehr hart an das einem gewöhnlichen Sterblichen Mögliche. Heinrich folgt jetzt; er zieht um der brennenden Hände willen sich die Handschuhe an und versucht mit diesen zu klettern, hätte aber damit auch fast sein Leben eingebüßt, wenn nicht Furrer und ich je ein Ende des in der Schlinge hängenden Seiles gehalten hätten, denn er flog mehr, als er glitt, die 20 m hinab. Zuerst konnte er keine Worte finden; er war aufs höchste erregt und zitterte am ganzen Leibe. Furrer rekonnozierte von unserem Fesselneste aus, so gut es ging, nach einem weiteren Vorsprunge, der auch endlich gefunden wurde. Das Seil zogen wir aus der Schlinge herab und knoteten dasselbe immer auf einen Abstand von ungefähr 30 cm. Dieses Experiment kostete 40 Min. der jetzt sehr kostbaren Zeit, und doch war es unerlässlich, da das Seil vollständig gefroren war und so sehr unsicheren Halt bot. Wir hatten nur noch den Wunsch, vor der Nacht diese Wand hinter uns zu haben; gelang uns dies, so hofften wir auch im Finstern den Weg weiter zu finden, gelang es uns aber nicht, so schähten wir uns bei diesem Sturm und der herrschenden Kälte für verloren.

Wir opferten hier das vierzig Meter lange, jetzt vollständig geknotete Seil und gelangten eine Stufe tiefer, wo wir uns angeklammert notdürftig halten konnten. Hier bemerkte Heinrich, daß sein Bidel noch auf dem vorherigen Standpunkt liegen geblieben sei, doch keiner von uns traute sich die Kraft zu, diese Wand auch am geknoteten Seile nochmals zu passieren. Wer mag wohl den Bidel herunterholen? Furrer und Burgener erklärten, diese Tour nicht für 1000 Frs. nochmals zu versuchen, selbst wenn sie dieses Mal, was sie noch nicht glaubten, glücklich davonkämen. „Lieber zwanzigmal den Gendarm auf dem Nordgrat des Weißhorns, als hier nochmals hinunter, und hinauf ist unmöglich,“ sagte später Heinrich.

Von unseren hundert Metern Seil waren noch neunzehn übriggeblieben. Doch das allerschwerste war auch überwunden. Ich trat jetzt an die Spitze und kletterte die letzten fünfzehn Meter der Wand, vom Seile unterstützt, hinab, wo man wenigstens wieder einige Griffe fand, band mich dann los und kletterte die vielleicht 80 m hohen Felsen zum Jägerjoch im letzten Dämmerlicht hinab, wo ich, auf einem Felsblock sitzend, auf die beiden Führer wartete. Der Sturm hatte etwas nachgelassen; an seiner Stelle entlud sich aber ein Gewitter, wie es sich nicht gewaltiger denken läßt. Blitz auf Blitz erhellte die Nacht, und der Donner des Himmels mischte sich brüllend in den der Lawinen. Die ganze Natur schien ihre Fesseln gelöst zu haben, um in ihrem Ausruhr uns arme Menschenkinder zu vernichten, die es wagten, sich mit ihr, der allgewaltigen, in einen Kampf einzulassen.

Wohl eine halbe Stunde saß ich so, bis lautes Schreien der Führer dicht neben mir ihre Ankunft verkündigte, und nun verbanden wir uns mit dem letzten übriggebliebenen Seile auf Leben und Tod. Ich gab Heinrich meinen Bidel, da er, im Falle daß Furrer und ich ausgleiten würden, eher als ich imstande war, uns in der Finsternis zu halten. Bei einem hellen Blitz konnte ich auf meine Uhr sehen. Es war 8 Uhr 30 Min. So hatten wir für die 650 bis 700 m, die uns vom Gipfel in absoluter Höhe trennten, volle neun Stunden im Abstiege gebraucht.

Ein steiler Eisgang wird gequert. Stufen bei rabenschwarzer Nacht zu schlagen (die Laterne war in der Hütte geblieben) ist nicht leicht, und so erreichten wir erst nach geraumer Zeit den Firn, wo ein breiter Berggrund jedes Weiterkommen versperrte. Unsere Versuche, das Hindernis zu nehmen, waren erfolglos. Auf meinen Vorschlag wurde ich von beiden Führern in die Luft hinabgelassen. Ich opferte hier die wenigen Streichhölzer, die ich noch hatte, konnte aber unmöglich bei der flackernden Flamme erkennen, ob der andere Rand des Schundes drei oder zehn Meter unter mir

lag. Mit vereinten Kräften zogen mich die beiden Baderen über den Eisüberhang wieder auf, und nun blieb uns nichts übrig, als die Nacht hier in 3900 m Höhe zu verbringen.

Wir stiegen wieder etwas hinauf und schlugen mit den Bideln eine geräumige Stufe in den jetzt mit tiefem Schnee bedeckten Eisgang. Der Donner ließ nach, doch blühte es unaufhörlich neben und über uns, dabei surrten die Bidel immer stärker, so daß wir uns entschlossen, dieselben in ungefähr fünfzig Meter Entfernung in den Schnee zu stecken und sie für die Nacht dort zu lassen. Dann sahen wir noch die hübsche und seltene Erscheinung des Eismessers an meinem Körper; eigentümlicherweise bemerkte man an den beiden Führern gar nichts. Ich trage auf Hochtouren stets eine Schneehaube aus Angorashafswolle, die ich sowohl bei starkem Sonnenbrand wie besonders bei heftigem Wind und großer Kälte einem Hute vorziehe. Diese Haube und das mich umschlingende Seil war nun mit glühenden Funken besetzt, und die Führer glaubten zuerst an eine übernatürliche Erscheinung, besonders weil sie an sich selbst nichts wahrnahmen.

Sturm und Schneegestöber ließen allmählich nach, und hier und da schaute verstohlen ein Stern durch die Wolkendecke, bis nach Verlauf von einigen Stunden der ganze Sternenhimmel sich über uns wölbte. Nach dem Stande der Plejaden zu schließen, konnte es zwischen 1 und 2 Uhr sein. Die Kälte nahm jetzt rasch zu, und nur heftige Bewegung der einzelnen Gliedmaßen konnte das Erfrieren derselben verhindern. In einer solchen Lage werden Minuten zu Stunden. Zuerst versuchten wir durch Unterhaltung mobil zu bleiben, doch der Stoff war bald erschöpft, und eine große Abgestumpftheit bemächtigte sich unser, die durch die Uebermüdung hervorgerufen wurde. Heinrich wollte sich in den Schnee legen und schlafen; kaum war es möglich, ihn davon abzubringen, bis wir ihm Schnee in das Gesicht warfen und er so schimpfend aufsprang und uns mit einigen besseren Walliser Flüchen traktierte. Dann versieten wir wieder alle in unsere frühere Melancholie.

Höher und höher stieg der glänzende Aldebaran, und wie ein weißer Schleier spannte sich die Milchstraße über das tiefschwarze Firmament. Von Zeit zu Zeit huschte ein Meteor lautlos durch das Sternenseer, einen hellen Streifen kurze Zeit zurücklassend, dann trat wieder Todesruhe ein. Es ist ein großer Unterschied zwischen einer Juli- und Septembernacht, besonders was die Kälte anbetrifft; diese wurde immer intensiver, und kaum konnte man sich gegen dieselbe schützen. Endlich um 5 Uhr särbte sich der Osten, und bald konnte man die Umrisse der nächsten Umgebung erkennen. Also aufgepackt und weg von dem Orte, der uns bald neun Stunden festgehalten.

Auf bequemer Schneebrücke — kaum zehn Meter von der Stelle, wo wir am gestrigen Abend es versucht — geht es über den Berggrund und im Sturmschritt den Gornergletscher hinab. Die steinhart gefrorenen Schuhe tauen bald auf, und neuer Lebensmut frischte die ermatteten Gliedmaßen. Als die Sonne mit den ersten Strahlen die stolzen Gipfel der Umgebung vergoldete, waren wir schon bedeutend tiefer, und um 7 Uhr 30 Minuten überschritten wir die Schwelle der Betschmatt-Hütte.

Imboden, der tüchtige Verwalter der Hütte, und ein Herr aus Birmatt waren auf Rekognoszierung nach uns in aller Frühe aufgebrochen, und konnten wir dieselben, die als kleine Punkte hoch oben auf dem Monte Rosa-Gletscher noch sichtbar waren, durch lautes Rufen verständigen.

Die Führer stiegen bald hinab nach Birmatt, während ich mich im wohlthuenden Sonnenscheine ausruhte und mittags über den Gornergletscher hinabpöhlte. Die ganze Tour hatte 52 Stunden in Anspruch genommen. Unsere zerschundenen Gliedmaßen bedurften einige Zeit der Ruhe; doch auch dann war es uns nicht mehr vergönnt, eine größere Tour zu unternehmen, da starker Schneefall das Gebirge in sein winterliches Gewand einhüllte. Zum Schlusse möchte ich, ähnlich wie Giffelschmidt nach seiner Ueberschreitung des Col du Bion, sagen, daß wir aus großer Gefahr herausgegangen, um ein Erlebnis und an Erfahrung reicher waren, daß wir aber die Tour nicht unternommen haben würden, wenn wir ihren Charakter zum voraus gekannt hätten.